

DER FÜNFTE SINN

Dass ich polarisiere, merkte ich bereits als Kind, ohne mit dem Begriff etwas anfangen zu können. Aber ich sagte schon recht frühzeitig, zum Beispiel nach Besuchen auf dem Nachhauseweg zu meinen Eltern: »Der (oder die) mag mich aber gar nicht.« Nachdem sich ihr Erstaunen gelegt hatte, fragten meine Eltern natürlich: »Wie kommst du darauf?«, und ich begründete die empfundene Aversion mit einer geäußerten Bemerkung, anhand einer Reaktion, ja durch gewisse Blicke. Wahrscheinlich, um bei der nächsten Begegnung mit diesen Leuten nicht meinetwegen in Verlegenheit zu geraten, wischten meine Eltern dies mit einem »Das bildest du dir nur ein ...« beiseite. Oder nahmen sie mich nicht für voll?

Natürlich hatte ich auch den Begriff ›strenge Gouvernante‹ noch nie gehört, der zu einer guten Freundin meiner Mutter gepasst hätte, ihres Zeichens gelernte Kinderschwester. Kam ich mir ohnehin oft wie ein dressierter Affe vor, so versuchte sie, während oftmals ausgedehnter Besuche, noch eine Erziehungsvariante draufzusetzen. Mit zehn/elf/zwölf Jahren ließ ich sie dann deutlich merken, dass ich wusste, dass sie mich nicht ausstehen konnte – was oftmals zu schmerzhaften elterlichen Auseinandersetzungen führte.

Ich war mit 20 bereits 1,89 Meter groß, ich hatte einen natürlichen Blondschoopf und war zweifellos oftmals zu laut, vorlaut oder besserwisserisch. Ich gehe heute noch aufrecht, was manchem schon zu ›deutsch‹ ist; vielen bin ich bis dato schlichtweg zu groß, was Neid erwecken kann. Mich diplomatisch zu verhalten, ist mir in meinem ganzen Leben leider noch nie gelungen. Bei Begegnungen mit neuen, fremden Menschen, weiß ich nach drei bis fünf Minuten, wer mich mag, ob jemand zu einer sachlichen Zusammenarbeit bereit wäre oder mich nicht ausstehen kann. Und dabei muss man es mir gar nicht so leicht machen, wie der Regisseur Volker Schlöndorff: Vor 40 Jahren wollte mein

Filmagent mich ihm vorstellen, wir trafen uns in einem Restaurant in Schwabing, und obwohl ich am Tisch schräg gegenüber von ihm saß, hat Herr Schlöndorff mich während des halbstündigen Gesprächs nicht ein einziges Mal auch nur angesehen! Meinem Agenten war es unmöglich, im Gespräch auch mal auf mich zu kommen – Schlöndorff verbunkerte sich hinter irgendwelchem Blablabla. Beim Abschied streckte er mir die Hand entgegen, als ob ich Krätze hätte.

Natürlich spürt man als Schauspieler, ob einem im Laufe der Vorstellung die Sympathien der Zuschauer entgegenkommen oder nicht; selbst bei einer unsympathischen Rolle. – Es ist mir auf Tournee wiederholt passiert, dass ich in der Pause zu einem Kollegen sagte: »Von uns aus links sitzen in der fünften bis siebten Reihe ein paar Zuschauer, die mich nicht mögen.« Auch der Kollege sagte jeweils: »Wie kommst du darauf?« – »Ich spüre das einfach.« – »Das bildest du dir ein.« Wenn wir dann nach der Vorstellung ins Theaterrestaurant gingen, konnte ich unmittelbar nach dem Eintreten sagen: »Die Zuschauer, über die ich in der Pause sprach, sitzen dort hinten an dem Sechsertisch.« Es stimmte jedes Mal, obwohl ich die Leute wegen der im Zuschauerraum herrschenden Dunkelheit ja gar nicht sehen konnte. Selbst meine Kollegen gaben mir schließlich recht: Sie merkten es an der Art, wie diese Herrschaften um Autogramme ›baten‹.

Dieses Gespräch, dessen medizinischer Name mir unbekannt ist – wenn es denn dafür überhaupt einen gibt –, hat mir natürlich auch zu erfreulichen Begegnungen verholfen. Aber: Habe ich jetzt wirklich einen Sinn mehr als andere, ›normale‹ Menschen? Einen mehr in keinem Fall: Denn ein anderer, weit verbreiteter, fehlt wiederum.

»Der hat sie doch nicht alle ...!«

Ebenso heftig wie pauschal urteilt mitunter der Volksmund über einen Zeitgenossen, der sich lediglich durch ein bisschen Individualität, etwas Originalität oder durch andere, meist liebenswerte Eigenschaften von der ›Masse Mensch‹ unterscheidet. Gemeint sind die fünf Sinne, die ›man‹ beisammen haben

muss, um von eben diesem Volksmund als ›normal‹ eingestuft zu werden.

Ich bin zwar mit sämtlichen lebenswichtigen Organen ausgestattet und erfreue mich neben einem noch nicht getesteten Intelligenzquotienten erfreulicher Gesundheit. Trotzdem: Ich hab nicht alle beisammen! Mir fehlt ein Sinn: Der fünfte.

An der in meinem Gesicht dafür vorgesehenen Stelle befindet sich der für Wirbeltiere und Menschen wichtige ›Eingang der Luftwege‹. Legt man klassische Maßstäbe zugrunde, ist meiner eine Winzigkeit zu kurz und vorne zu knobbelig geraten. Wohlmeinende (jedoch mittellose) Erbtanten rieten deshalb dereinst, meinen Nasenrücken mehrmals täglich unter leichtem Druck mittels Daumen und Zeigefinger von oben nach unten zu massieren, auf dass sich die Form allmählich strecke. – Meine Mutter hingegen empfand mein Profil als »normal, da nur Menschen, die ein genaues Ziel vor Augen haben und planen können, über eine gerade Nase verfügen«, ich hingegen ließe beides vermissen ...

Doch schon als kleines Kind merkte ich, dass irgendetwas mit dem, was man ›Nase‹ nannte, bei mir nicht stimmte: Hielt man nämlich Gleichaltrigen Blumensträuße mit dem Hinweis, dies seien schöne »Hatzi-Blumen«, vors Gesicht, versenkten alle ihre kleinen Nasen in die Sträuße und machten anschließend »Haaatziii«. Ich tat es nach einer Weile zwar den Gespielen gleich, verstand aber nie, warum diese so reagierten.

Sechs Jahre war ich alt, als ich mit meinem Schulkamerad Berthold Gengenbach die sonntägliche Abwesenheit meiner Eltern zu einem Entdeckungsrundgang durch deren Wohnzimmer nutzte. Dabei fanden wir Zigaretten, die wir umgehend pafften. Ich sechs Stück, der Berthold nur zwei, weil ihm schlecht wurde.

Obschon im Halbschlaf, realisierte ich, wie meine Eltern zu später Stunde die Haustür aufschlossen. Kurz darauf standen sie an meinem Bett.

»Was hast du gemacht?«

Das helle Licht blendete mich aus dem Tiefschlaf Gerissenen.
»Nichts. Wieso?«

»Du hast aus dem Wohnzimmer unsere Zigaretten gestohlen und geraucht.«

Da ich mich durch Ton und Haltung bedroht fühlte, log ich. – Es half nichts: Meine Eltern zerrten mich aus dem Bett und rekonstruierten im Wohnzimmer unser beider nachmittägliche Erlebnisse. Zum Schmerz der Züchtigung kam noch meine Fassungslosigkeit über die prompte Entdeckung.

In der montäglichen Schulpause sagte ich zum Berthold: »Stell dir vor, meine Eltern kamen gestern spät heim und haben sofort gemerkt, dass wir ›gedampft‹ haben! Dabei sind die noch nie heimgekommen und haben als Erstes ihre Zigaretten nachgezählt. Meine Eltern rauchen nämlich nicht.«

Bertholds älterer Bruder wusste Bescheid: »Die haben das gerochen.«

»Was: ›gerochen‹?«

»Ja, dass ihr im Wohnzimmer ›gedampft‹ habt.«

»Riecht man das denn, wenn man Zigaretten raucht?«

»Ja, freilich.«

Ich verstand überhaupt nichts.

So war es wohl mehr ein sechster Sinn, der mich zwei Sommer später eine ›gefundene‹ Zigarette im Garten rauchen und den ›Dampf‹ durch den Zaun aufs Nachbargrundstück pusten ließ. – Diese Missetat blieb auch prompt unentdeckt.

Im Alter von zehn Jahren machte ich die betäubliche Erfahrung, dass meine Nase nicht nur nicht schön war, sondern dazu noch eine äußerst über-›flüssige‹ Tätigkeit aufnahm: Ich bekam meinen ersten Heuschnupfen. Seine alljährliche, ebenso pünktliche wie hartnäckige Wiederkehr hat seitdem mehr als zwei Dutzend Ärzte ernährt – doch soll hier nicht über die *Rhinitis allergica* mit ihren äußerst unangenehmen Begleiterscheinungen geklagt werden; über diese Allergie sei lediglich gesagt, dass sie schlimmer ist als manche Krankheit: Sie ist ein echtes Leiden.

»Wozu ist meine Nase nütze?«, fragte ich meine Erzeuger wiederholt.

»Geruchssinn ist die Fähigkeit«, las ich im Brockhaus, »Körper mit Hilfe der Geruchsorgane ohne unmittelbare Berührung wahrzunehmen. Beim Vorgang des Riechens wird die den Geruchsstoff enthaltende Luft am zweckmäßigsten durch stoßweises Einatmen (Schnüffeln, Schnuppern) mit der Riechschleimhaut im obersten Nasenabschnitt in Berührung gebracht.« Doch so tief ich meine Nase auch immer in die Flora versenkte oder über Parfümfläschchen hielt, selbst wenn ich dabei die Luft wie ein Jagdhund einsog – ich roch nichts, absolut nichts.

Während mein Vater humorig meinte, ich sei nur zu faul zum Riechen, lernte ich allmählich mit diesem Handicap zu leben. Das war nicht immer ganz einfach. Aber es ist auch nicht unkomisch, was bisweilen dabei herauskam.

Ebenso peinlich wie unangenehm wurde es nach einer Reise, die mich einst nach Marrakesch führte. Der örtliche Reiseführer hatte mich – natürlich seiner Provision wegen – in eine ›Duft-Küche‹ geführt, in der, seiner gestenreichen Erklärung zufolge, nach uraltem, über Generationen vererbten Geheimrezept sämtliche ›Wohlgerüche Arabiens‹ hergestellt und abgefüllt wurden. Dem ohnehin nur Radebrechenden zu erklären, dass beziehungsweise warum mich das alles nicht interessierte, erschien mir zu umständlich: Ergo kaufte ich kurzerhand das nächstbeste Fläschchen.

Nachdem Marlieschen, eine langbeinige Münchener Blondine, den einfachen Stöpsel entfernt hatte, führte sie erwartungsvoll das, zugegeben, sich nicht eben durch artifizielle Formgebung auszeichnende Fläschchen an ihre mit lustigen Sommersprossen gespickte Nase: Sie schloss die Augen und sog konzentriert in kurzen, kräftigen Zügen den Duft ein. Ich war wahnsinnig gespannt. Doch plötzlich verhielt sie im Schnüffeln. Dann schaute sie erst intensiv auf das Fläschchen, anschließend mich an. Irgendetwas ließ sie zweifeln. Sehr vorsichtig roch sie noch einmal an dem Fläschchen, dann verzerrte sich Marlieschens bis dahin frohe Miene zu einer Grimasse, während sie gleichzeitig ebenso laut wie heftig »Pfui Teufel!« ausrief.

Mit dem Ausdruck größten Ekels presste sie den Stöpsel wieder auf den Flaschenhals, warf mein doch aus so ferner Ferne stammendes Mitgebringsel in den Müllschlucker, schloss sich wortlos im Badezimmer ein und nahm drei intensive Totalreinigungen ihres makellosen Astralleibes vor – wie ich durchs Schlüsselloch beobachten konnte.

Da ich ›das Lieschen‹ jedoch sehr lieb hatte und nicht verlieren wollte, wandte ich noch am selben Abend bei einem ausgedehnten Mahl in einer noblen Speisestätte all meine Überredungskünste an, um ihr in epischer Breite zu erläutern, dass ich zwar über eine, zugegebenermaßen nicht eben schöne, Nase verfüge, jedoch als Kind mal mit dem Nasenbein gegen die äußere Bettumrandung geknallt sei und seitdem und deshalb nichts mehr riechen könne. Diese dramatische Version erschien mir erfolgversprechender, als wahrheitsgemäß über die Launen der Natur zu hadern. Trotz meines Handicaps hatte ich ihr aus dem fernen Königreich doch unbedingt ein persönliches Andenken mitbringen wollen; wobei ich mich ganz auf den Reiseführer verlassen musste, natürlich nicht ahnend, dass der Inhalt offensichtlich nicht ihrem persönlichen Duft-Style entspreche. Sie möge deshalb doch bitte schön den Willen zur Tat als Souvenir anerkennen – und was dergleichen Sülze mehr war.

Lieschen ›verzieh‹ mir schließlich. Ja, sie tröstete zum Schluss sogar mich Zerknirschten, indem sie meinte: »Nun lass es gut sein, Harald. Außerdem: Sooo hässlich ist deine Nase gar nicht ...«

Als ich sie zwei Wochen später zum Flughafen bringen durfte, da sie im Begriff stand, in die beste kalifornische Gesellschaft einzuheiraten, nutzte ich die Gelegenheit, um zu fragen: »Sag mal, Lieschen, wonach hat das Fläschchen eigentlich gerochen, das ich dir aus Marokko mitgebracht habe?«

Und Marie-Louise Christina meinte: »Es mag ja sein, dass die Tiere in jenem Land als heilig gelten. Aber ich müsste mich doch sehr täuschen, wenn das nicht pure Kamelpisse war.« – Es war, wie sich später herausstellte, reiner Moschus gewesen.

Mitmenschen, die hinter ›mein Geheimnis‹ kommen, bedauern mich zunächst, indem sie sich ihrerseits auf den ›Großen Brockhaus‹ berufen: »Der Geruch bildet zusammen mit dem Geschmack den chemischen Sinn des Lebens ...«

Woraus alle folgern: Wer nichts riechen kann, kann auch nichts schmecken. Doch hier irrt *vox populi!* Wenigstens bei mir: Ich habe einen ausgeprägten Geschmackssinn; und damit, obwohl ich mich keinesfalls als Gourmet bezeichnen möchte, schon so manche Wette gewonnen.

Bei gegebenem Anlass werden mir die Augen verbunden und ich unterscheide zum Erstaunen der Zuschauenden die unterschiedlichsten Obstschnäpse, von einer bestimmten Whiskysorte deren verschiedene Brennarten oder – zur Verwunderung eines Braumeisters des staatlichen Hofbräuhauses zu München, der es ja schon rein beruflich besser wissen müsste – dunkles von hellem Bier. Selbst bei meinem Pfeifentabak, einem leichten Virginia, merke ich sofort, ob der Tabak in Amerika verkauft oder nach Deutschland exportiert und hier fermentiert wurde. (In den USA darf ein ›Gift‹ verwendet werden, das in Europa nur noch in der Schweiz zugelassen ist.)

Mitunter lebt man ohne Geruchssinn nicht ungefährdet. Denn ich verspürte schon öfters heftiges Bauchgrimmen, weil ich verdorbene Speisen gegessen habe, deren Geruch jeden ›normalen‹ Menschen gewarnt hätte. Austretendes Gas könnte ich beim besten Willen nicht riechen. – Und wenn, wie dies im Laufe der Zeit ein paar Mal passierte, die Kriminalpolizei vor dem Genuss eines bestimmten Getränks warnt, weil ein Erpresser Gift in die Abfüllmenge geschüttet hat, dabei jedoch beruhigend erklärt, der Inhalt vergifteter Flaschen falle sofort durch seinen unangenehmen Geruch auf, so kann ich damit nichts anfangen. Ich muss die Marke wechseln.

Aber: Es bringt auch gewisse Vorteile, nichts riechen zu können.

1958 war ich, wie ich später noch ausführlicher schildern werde, an einem deutschsprachigen Wandertheater engagiert, das

durch Südamerika tourte. – Die chilenischen Staatsbahnen setzten damals Waggons ein, in denen die erste von der zweiten Klasse nur durch eine Schwingtür getrennt war. Neben unserem persönlichen Gepäck führten wir noch etwa tausend Kilo Theaterutensilien mit, die es galt, ständig im Auge zu behalten.

Die Ankunft des einmal täglich verkehrenden Zuges war für die Einheimischen stets ein Ereignis; auf den Bahnsteigen wimmelte es jedes Mal von Menschen. Die *huasos*, wie die chilenischen Cowboys heißen, trugen flache Hüte, bunte Ponchos, um die Leibesmitte breite *fachas* und riesige Sporen, die sie nur selten ablegen, obwohl sie sie beim Gehen oder Ein- und Aussteigen behindern. Noch malerischer waren die Indios angezogen, wobei die Frauen durch ihre bunten Röcke schon von weitem als leuchtende Punkte auffallen.

»Wenn ein Indio etwas Geld gespart hat, kauft er seiner Frau schönen Silberschmuck oder einen bunten Rock«, erläuterte unser Theaterdirektor das malerische Treiben. »Der neue Rock wird einfach über den letzten angezogen, wodurch allmählich ein Krinolineneffekt entsteht. Vom Gebrauch des Wassers halten die Indios nicht viel. Für die Hochland-Indianer ist er sogar ausgesprochen gefährlich: Eine Gewerkschaft hatte einmal durchgesetzt, dass für die in Bergwerken arbeitenden Indios Duschen installiert wurden. Doch bald drehte man das warme Wasser wieder ab, denn die nunmehr ›sauberen‹ Indios starben reihenweise an Lungenentzündung. – Dreck isoliert eben.«

Ich wunderte mich im Laufe der Fahrt, dass ich immer der Einzige war, der in der für uns reservierten Waggon-Hälfte saß und auf das ganze Gepäck aufpasste. Ein Kollege klärte mich auf: »Jedes Mal, wenn die Schwingtür zur zweiten Klasse aufgeht, kommt eine Wolke von Zwiebel- und Knoblauchdüften, von Rauch, Mief, Alkohol und vor allem von Schweiß hereingeweht. Dann stinkt es hier dermaßen, dass wir immer in den für die Einheimischen zu teuren Speisewagen flüchten.«

Ich hatte es auch danach nie bemerkt. Mir ist keine Kneipe zu miefig, als dass ich da nicht genüsslich ein Bier trinken und

dazu behaglich mein Pfeifchen schmauchen könnte. So auch in Burma.

Dort werden unter anderem wunderschöne, tiefblaue Saphire gefördert. Obwohl die Regierung das Monopol besitzt, wandern unzählige dieser kostbaren Edelsteine illegal ins Ausland. Gegen amerikanische Dollar kann man sie natürlich auch in Rangoon bekommen – wenn man weiß wo.

So ging ich nächstens ins Chinesenviertel. Dort sind selbst die großen Straßen nur mangelhaft beleuchtet. Aber die Nebengassen, in die ich schließlich geriet, wurden höchstens durch ein tristes Licht aus einer Haustür erhellt. Nach einer Weile wies ein kleiner Junge in einen dunklen Hausflur. Ich tastete mich über zahlreiche auf dem Fußboden Schlafende durch einen Innenhof und von dort in einen Keller.

Wie das Licht eines Leuchtturms durch dicken Nebel mühsam einen Weg weist, so versuchte der schwache, mattgelbe Schein zweier Petroleumfunzeln diesen Kellerraum zu durchdringen; denn nicht Schwaden, sondern Wolken von schwerem, dichtem Rauch hingen in dem kahlen Gemäuer. Bevor sich meine Augen an den Qualm gewöhnt hatten, zog mich eine knöcherne Hand an einen niedrigen Tisch und bugsierte mich auf einen winzigen Schemel. Aus dem Grau des Qualms fragte eine Fistelstimme: *»Can I help you?«*

Hier gab's die berühmten burmesischen Saphire. Im gleißenden Licht einer eilig herbeigeschafften Karbidlampe breitete ein uralter Chinese auf einem Taschentuch sein kostbares Sortiment aus und reichte mir eine starke Lupe, damit ich mich von der Reinheit des Angebotenen überzeugen konnte.

In der feucht-heißen Luft Rangoons schwitzt ein Europäer ohnehin. Doch in diesem Keller herrschte eine so schwüle, drückend-feuchte, ja dumpfe Hitze, dass mein Hemd umgehend am ganzen Oberkörper klebte. Es gab nicht den Hauch einer Luftbewegung. Je länger ich mit dem Chinesen verhandelte, desto unerträglicher wurde die Luft. Ich atmete schwerer, ja ich bekam allmählich das Gefühl, als stecke mein Kopf in einem riesigen

Watte-Ballen, immer enger zusammengepresst wurde. Auch hatte ich das Gefühl, als ob die Luft auf meiner Zunge ›süß schmecke‹. Ich nahm an, man habe etwas in den Tee geschüttet, den man mir angeboten hatte; deshalb kürzte ich die langatmige Verhandlung wesentlich ab. Sicher bezahlte ich dadurch mehr, als an diesem Ort nötig gewesen wäre, aber an deutschen Preisen gemessen, waren die Steine trotzdem noch sehr billig. Mein einziges Bestreben war, den Raum zu verlassen, bevor ich vollends betäubt würde: Mit unsagbar schweren Beinen stapfte ich schließlich die Treppe hoch, stolperte wieder über die auf dem Boden Schlafenden und empfand die Hitze Rangoons, die ich in vollen Zügen einsog, als wahren Balsam.

»Mann, Sie stinken vielleicht!«, sagte später ein Mann, der neben mir am Tresen im ehrwürdigen ›Strand-Hotel‹ saß. »Wo kommen Sie denn her?«

Stolz präsentierte ich meine Saphire und berichtete, wie und wo ich sie erstanden hatte.

»Was?!« Ungläubig starrte mich der Frager, ein amerikanischer Ingenieur, der seit zwei Jahren in Burma lebte, an. »Sie sind hinter dem *evening-market* noch weiter ins Chinesenviertel gegangen?«

»Ja, warum? Ist das gefährlich?«

»Normalerweise nicht. Aber« – und damit beschnüffelte er mich von oben bis unten – »Ihre Haare, Ihr Hemd und die Hose – alles riecht entsetzlich süß! Sie stinken entsetzlich nach Opium!«

»Wirklich?«

»Natürlich. Sie waren in einer Opium-Höhle. Mann, das müssen sie doch gerochen haben!?!«

Ich habe zwar gemerkt, dass die Luft dort schlecht war. Aber ›gerochen‹ habe ich nichts.

Meine Frau sagt bei solchen Anlässen: »Mein Mann riecht nicht.«